



Amts-Blatt der Stadt Wiesbaden.

Tägliche Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger.

Nr. 216.

Montag, den 14. September 1908.

23. Jahrgang.

Amtlicher Teil.

Bekanntmachung.

Die Haus- und Grundbesitzer in Wiesbaden werden darauf aufmerksam gemacht, daß Anträge auf das Feldgericht auf Abschätzung von Immobilien nur dann in der jeden Freitag stattfindenden Sitzung erledigt werden können, wenn sie mit den erforderlichen Unterlagen bis Dienstag nachmittag im Rathaus, Zimmer 41, eingereicht werden.

Für die Abschätzung ist entweder ein Grundbuchauszug, oder ein Auszug aus der Grundbesitzsteuerrolle erforderlich.

Wiesbaden, den 28. August 1908.

13888

Der Oberbürgermeister.

Bekanntmachung.

Bei der am 2. d. Mts. erfolgten 20. Verlosung behufs Rückzahlung auf die anfangs 4 Prozent, jetzt noch 3 1/2 prozentige Stadtanleihe vom 1. Aug. 1880 im Betrage von 2.867.000 M. sind folgende Nummern gezogen worden:

Rückzahl	2. d. Mts.	Nr.	20	50	50	85	97
111	154	270	316	344	380	393	429
431	503	504	542	553	590	616	623
631	658	690	718	742	768	792	805
831	855	893	930	966	986	1042	1093
1168	1221	1260	1319	1325	1364	1409	1438
1467	1476	1526	1579	1604	1612	1639	1645
1663	1665	1704	1711	1724	1734	1740	1771
1773	1780	1796	1805	1807	1808	1821	1824
1842	1844	1858	1861	1873	1880	1891	1896
1911							

Rückzahl	M. d. 5000	Nr.	19	21	41	67	87
94	139	177	186	208	212	229	265
280	322	339	352	359	381	396	400
418	422	469	476	483	486	505	526
530	572	577	581	592	594	634	642
681	700	717	725	734	744	769	786
883	912	915	933	939	953	984	1003
1014	1020	1030	1081	1104	1134	1185	1219
1249	1291	1324	1343	1352	1399		

Rückzahl	M. d. 1000	Nr.	33	71	90	110
131	167	199	243	257	288	323
350	387	401	416	427	436	475
502	519	528	535	551	638	657
709	710	752	793	798	819	858
862	875	915	917	941	952	956
959	965					

Rückzahl	M. d. 2000	Nr.	15	24	28	53
67	69	68	72			

Diese Anleihecheine werden hiermit zur Rückzahlung auf den 1. Februar 1909 gefündigt und es findet von da ab eine weitere Verzinsung derselben nicht mehr statt.

Die Rückzahlung erfolgt bei der hiesigen Stadthauptkasse oder bei der Dresdener Bank zu Frankfurt a. M. und zu Berlin in der nach dem Fälligkeitsstermin folgenden Zeit.

Aus früheren Verlosungen sind noch nicht zur Einlösung gekommen:

1. Sum 1. Februar 1907: 2. Nr. 1794 über 200 M.; Nr. 685 über 500 M.

2. Sum 1. Februar 1908: 2. Nr. 506 801 982 983 1090 und 1786 über je 200 M.; Nr. 225 1055 1151 1169 1221 und 1231 über je 500 M.

Wiesbaden, den 7. September 1908.

13888

Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Unter Bezugnahme auf meine Bekanntmachung vom 13. Mai d. J. wird darauf aufmerksam gemacht, daß die öffentliche Impfung für Erntepflanze am 16., 17., 18., 19., 28. und 29. September im Stationsgebäude des ehemaligen Hessischen Ludwigsbahnhofs an der Kaiserstraße fortgesetzt werden wird.

Für Impflinge aus infizierten Häusern ist der 30. d. Mts. bestimmt.

Die Impfungen finden an jedem der vorerwähnten Tage nachmittags 5 Uhr statt.

Die Angehörigen der Impflinge werden hierauf mit dem Anheimgestellten aufmerksam gemacht, möglichst auch diejenigen Kinder vorzustellen, welche wegen Krankheit etwa nicht geimpft werden können, damit dies listlich vermerkt werden kann und dadurch spätere Weiterungen vermieden werden.

Wiesbaden, den 5. September 1908.

II. 25466. Der Polizei-Präsident: v. Schenk.

Wird veröffentlicht.

Wiesbaden, den 12. September 1908.

13888 Der Magistrat.

Städtische.

Säuglings-Milch-Anstalt.

Trinfertige Säuglingsmilch die Tagesportion für 22 Pfennig erhält jede minderbemittelte Mutter auf das Älteste jedes Kindes in Wiesbaden.

Abgabestellen sind errichtet:

1. in der Allgemeinen Poliklinik, Selenenstraße 19,
2. in der Augenheilklinik für Arme, Kapellenstraße 42,
3. in der Bläherapotheke, Dohheimerstr. 81,
4. in der Christlichen Heil- und Krankenanstalt, 53,
5. in der Drogerie Bernstein, Melkstr. 39,
6. in der Drogerie Lili, Moritzstraße 12,
7. in der Drogerie Müller, Bismarckring 31,
8. in der Drogerie Porzehl, Rheinstraße 55,
9. in dem Heiligtum zum hl. Geist, Friedrichstraße 24,
10. in der Kaffeehalle, Marktstraße 13,
11. in der Krippe, Gustav-Wolffstraße 20/22,
12. in der Paulinenstiftung, Schiersteinerstraße 31,
13. in dem Städt. Krankenhaus, Schwalbacherstraße 38,
14. in dem Städt. Schlachthaus, Schlachthausstraße 24 und
15. in dem Wöchnerinnen-Hilf, Schöne Aussicht 18.

Bestellungen sind gegen Ablieferung des Attestes dort zu machen.

Unentgeltliche Belehrung über Pflege und Ernährung der Kinder und Ausstellung von Attesten erfolgt in der Mutterberatungsstelle (Marktstraße 1/3) Dienstags, Donnerstags u. Samstags, nachmittags von 5 bis 6 Uhr.

Bemittelte Mütter erhalten die Milch gegen Einlösung des ärztlichen Attestes bei der Säuglingsmilchanstalt, Schlachthausstr. 24, die Tagesportion für 25 Pfennig frei ins Haus geliefert und zwar:

Nr. I der Mischung zum Preise von 10 Pf. für die Flasche; Nr. II der Mischung zum Preise von 12 Pf. für die Flasche; Nr. III der Mischung zum Preise von 14 Pf. für die Flasche; Nr. IV der Mischung zum Preise von 14 Pf. für die Flasche.

Wiesbaden, den 9. September 1908.

13888 Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Im Hause Rosenstraße Nr. 3, Eingang links, 2. Stock, ist per 1. Oktober d. J. eine Wohnung, bestehend aus 4 Zimmern, 1 Küche, Speisekammer, Badelabiet, 2 Manjarden und 2 Kellern, zu vermieten.

Nähere Auskunft wird im Rathaus Zimmer Nr. 41, woselbst die Angebote bis 20. September d. J. abgegeben sind, erteilt.

Wiesbaden, 24. August 1908.

13623

Der Magistrat.

Auszug aus der Feldpolizei-Verordnung vom 23. Mai 1894.

§ 3. Landen dürfen während der Saatzeit im Frühjahr und Herbst nicht aus den Schlägen gelassen werden. Die Dauer der Saatzeit bestimmt alljährlich das Feldgericht.

§ 17. Zuwiderhandlung gegen die Vorschriften dieser Verordnung werden mit Geldstrafe bis zu dreißig Mark, im Nichtbeitragsfalle mit entsprechender Haft bestraft.

Die Herbstsaatzeit dauert vom 25. d. Mts. bis 1. November d. J.

Wiesbaden, den 7. September 1908.

13888

Magistrat der Stadt Wiesbaden.

Bekanntmachung.

In der Vorgartenstraße der Rheinstraße zwischen Kaiser Friedrich-Ring und Karlstraße soll im September d. J. mit dem Umbau der Bahnbahn und Gehwege in Kleinspaster bezug. Aufspalt begonnen werden. Bis dahin müssen alle noch fehlenden oder etwa zu verändernden Hausanschlüsse an die Kabelanlage, das städtische Kanalsystem oder die Haupt-Wasser- und Gasleitung fertiggestellt sein.

Unter Hinweis auf die Bekanntmachung des Magistrats vom 1. November 1906 über die fünfjährige Sperrzeit für Aufbruch der neuen Straßendecken werden daher die beteiligten Hausbesitzer und Grundbesitzer aufgefordert, umgehend bei den betreffenden städtischen Bauverwaltungen die Ausführung der noch notwendigen Anschlussarbeiten zu beantragen.

Wiesbaden, den 17. August 1908.

13522

Städtisches Straßenbauamt.

Bekanntmachung.

Der Früchtmarkt beginnt während der Sommermonate — April bis einschl. September — um 9 Uhr vormittags.

Wiesbaden, den 27. März 1907.

Städt. Marktamt.

Verdingung.

Die Lieferung von: 200 Stüd Zoppen aus wasserbichtem Schilfsteinen und 200 Stüd Strohhäuten für die Arbeiter der Strochenteinigung soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung verdingen werden.

Angebotsformulare und Verdingungsunterlagen können während der Vormittagsstunden im Rathaus Zimmer Nr. 53 eingesehen, auch von dort gegen Barzahlung oder bestellgeldfreie Einsendung von 50 A (keine Briefmarken und nicht gegen Kostennachnahme) und zwar bis zum letzten Tage vor dem Termin bezogen werden.

Verdichtene und mit entsprechender Aufschrift versehene Angebote einschließlich Proben für die zu verwendende Qualität Schilfsteinen der Zoppen sind spätestens bis

Dienstag, den 22. September 1908,

vormittags 11 Uhr,

im Rathaus Zimmer Nr. 53 eingereicht, woselbst auch die Muster eingesehen werden können.

Die Eröffnung der Angebote erfolgt in Gegenwart der etwa erscheinenden Anbieter.

Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausgefüllten Verdingungsformular eingereichten Angebote werden bei der Zuschlagserteilung berücksichtigt.

Zuschlagsfrist: 28 Tage.

Wiesbaden, den 9. September 1908.

13923 Städtisches Straßenbauamt.

Verdingung.

Die Herstellung der Entwässerungsanlage für den Neubau der Volkshalle an der Vorderstraße soll im Wege der öffentlichen Ausschreibung verdingen werden.

Verdingungsunterlagen und Zeichnungen können während der Vormittagsstunden im Verwaltungsgebäude Friedrichstraße 15 Zimmer Nr. 9 eingesehen, die Angebotsunterlagen ausschließlich Zeichnungen auch von dort gegen Barzahlung oder bestellgeldfreie Einsendung von 1 A 50 A bezogen werden.

Verdichtene und mit der Aufschrift „S. A. 59“ versehene Angebote sind spätestens bis

Montag, den 21. September 1908,

vormittags 11 Uhr,

hierher einzureichen.

Die Eröffnung der Angebote erfolgt in Gegenwart der etwa erscheinenden Anbieter.

Nur die mit dem vorgeschriebenen und ausgefüllten Verdingungsformular eingereichten Angebote werden berücksichtigt.

Zuschlagsfrist: 30 Tage.

Wiesbaden, den 9. September 1908.

13931 Städtisches Bauamt.

Freiwillige Feuerwehr.

Montag, den 14. September, abends 7 1/2 Uhr, Übung der freiwill. Feuerwehr im Hofe der Feuerwache.

Wiesbaden, den 11. September 1908.

14090 Die Branddirektion.

Nichtamtlicher Teil.

Sonnenberg.

Bekanntmachung.

Die im hiesigen Gemeindebezirk wohnhaften Hausgewerbetreibenden, welche für 1909 einen Wandergewerbechein oder Gewerbechein wünschen, werden ersucht, die bezüglichen Anträge unverzüglich spätestens aber bis 15. Oktober 1908 auf der Bürgermeisterei hier zu stellen. Nur bei Einhaltung dieses Termines kann mit Sicherheit darauf gerechnet werden, daß die Scheine bis spätestens den 1. Januar 1909 bei der Gemeindekasse zur Einlösung bereit liegen, während bei späterer Anmeldung infolge der großen Masse der von der zuständigen Behörde auszufertigenden Scheine die Fertigstellung bis zu dem gedachten Termine sich in den meisten Fällen nicht ermöglichen läßt.

Sonnenberg, den 7. September 1908.

14050 Der Bürgermeister: Buchelt.



Knorr-Sos würzt famos

Suppen, Saucen, Braten, Gemüse und sollte schon deshalb in keinem Haushalt fehlen. Sie sparen aber auch damit und führen doch eine bessere Küche. Ein Versuch wird Sie überzeugen!

Die Flasche 30 und 55 Pfennig,
bei Nachfüllung 20 und 35 Pfennig,
zu haben in den besseren Geschäften der Lebensmittelbranche.

Globin

ist das



beste und feinste
Schuhputzmittel

+ Frauen +

Leiden Sie an Beschwerden, Unregelmäßigkeiten? Versuchen Sie bitte die echten

Menstruationstropfen „Favorit“.

Selbige sind ein reines Destillat aus den besten, heilkräftigsten Kräutern und haben sich in vielen Fällen, wie freiwillige Dankschreiben genügend beweisen, auf das Beste bewährt.

Alleinverkauf für Wiesbaden und Umgegend:

Apotheker Sassenkamp, Med.-Drog. Cantas, Mauritsstr. 3, neben Kathalia. Best.: Dett. ex Cinnam. Alkoh. Bacterian. Caryoph.

12998

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 216.

Montag, den 14. September 1908.

23. Jahrgang.

Ein schweres Opfer.

Novelle von H. von Ziegler.

Fortsetzung.

„Sie haben einen großen Verlust erlitten, Frau Gräfin?“

„Es ist nichts Bedeutsames, nur ein Paar Boutons, der andere Schmuck war verschlossen. Der Dieb wird seinen Lohn eines Tages haben, aber ich will nicht damit behelligt sein. Eine andere Angelegenheit beschäftigt mich viel dringender. Sie sollen mir raten, lieber Hauptmann.“

„Nina hat mir schon erzählt.“

„Die Kleine vergißt über ihre versprochenen Herrlichkeiten völlig die Trennung von der Mutter, die dann ganz einsam und verlassen zurückbleibt.“

Der weich-klagende Ton schlug vibrierend an das Ohr des ernstesten Mannes. Uebermächtig waltete die Leidenschaft in seiner Seele auf.

„So fühlen Sie auch die Schwere der Einsamkeit, Gräfin?“

„Ja, nicht Sie träumerisch, mein Herz ist noch jung und verlangt nach Liebe. Graf Arloff, mein verstorbener Gatte, der mich liebte, wie seinen Abgott, hat mir kein gleiches Empfinden einzusößen vermocht — und so blieb das Verlangen nach Liebe stets ungestillt.“

„Und doch sind Sie glücklicher als ich, denn Sie haben Nina, während ich — doch wozu die unvernarbte Wunde von neuem aufreißen! Da liegt Ihre Harfe, Gräfin, seien Sie gnädig und fingen Sie ein Lied.“

„Heute?“ frug sie zögernd, „ich bin nicht disponiert, denn ich habe geweint.“

„Wollen Sie es nicht versuchen — für mich?“ bat er weich, „nur ein Lied, dann will ich tot zu Boden sinken.“

Sie sah ihn an bei diesen halberstickten Worten, dunkle Rote stieg in ihre Wangen, die seinen Finger griffen nach dem Instrument, und dann erklang voll und weich die wunderbarste Klaviertöne:

Nur einmal noch laß mich dir sagen,
Wie du unendlich lieb mir bist,
Wie dich, so lang mein Herz wird schlagen,
Auch meine Seele nie vergißt.

Immer heißer, leidenschaftlicher schwoll die Stimme der Gräfin an, sie drang bis in Walpurgas Kammerlein, welche schluchzend am Boden lag, das Antlitz mit den Händen bedeckend. O, wie sie die Gräfin beneidete um die Liebe jenes schönen Mannes, der so himmelhoch stand über ihr, der schlichten Magd.

Das Lied war beendet, die Harfe lag am Boden, und zu Füßen der Gräfin kniete Georg Schröder mit dem Bekenntnis seiner Liebe auf den Lippen.

Gräfin Olga war merkwürdig ruhig. Sie litt es, daß er ihre kleine Hand an seine Lippen, an sein Herz preßte, sie blickte ihn mild und gütig an, und doch zuckte es nervös um den feinen Mund, sie fühlte, daß sie zu weit gegangen, daß hatte sie nicht gewollt.

(Nachdruck verboten.)

„Seien Sie verständig, Georg,“ bat sie endlich, „wir wollen wie Freunde zusammen reden.“

„Olga,“ fluchte er schmerzlich, „sagen Sie mir, daß Ihre Augen, Ihr Lächeln mich nicht getäuscht, als Sie mir gesagt, Sie lieben mich ebenfalls. O, Ihr Glück soll meines Lebens Inhalt sein.“

„Sie machen mich sehr glücklich, Georg.“ — —

Die Mittagszeit war längst vorüber, als der Hauptmann glückstrahlend die Försterei verließ, nachdem er einen kostbaren Brillantring Olga zum Zeichen des Verlobnisses an den Finger geschoben. Wie ein Berauschter schritt er dahin.

Eine Träne übermächtiger Bewegung rollte in den Bart des stattlichen Mannes, er schritt weiter, gerade Vincenz entgegen, welcher bleich und kummervoll ausjah.

„Hartmann, alter Burke,“ rief er fröhlich, „Sie sollen zuerst eine Neuigkeit erfahren, denn Sie haben geholfen, ohne es zu ahnen. Ich habe mich soeben mit Gräfin Arloff verlobt.“

Aber der ehrliche Tiroler prallte so entsetzt zurück, als sei ihm der Westuntergang angezeigt worden.

„Mit — der Gräfin“, stotterte er ganz fassungslos, „nein, da sei Gott und die heilige Jungfrau vor, das wäre ein zu großes Unglück, welches Ihr nicht verdient.“

In des Offiziers schönes Antlitz stieg dunkle Bornesröte, seine Hand ballte sich und mühsam bezwang er das heftige Wort, welches ihm auf den Lippen schwebte.

„Ihr habt mir sehr wohl getan, Hartmann, ich vergelte es Euch, weil ich in dieser Stunde niemandem zürnen kann und will.“

„Das darf nicht sein,“ höhnte Vincenz, als Schröder sich entfernt, „der ist zu brav für das blonde Frauzimmer, das sich am End' die Sachen selbst — gestohlen hat.“

Als der Hauptmann gegangen, zog Gräfin Olga nervös an der Klingel, und gleich darauf trat die Bonne ins Zimmer, verwundert ihre Herrin betrachtend, welche mit dem Paken einer Reisetasche beschäftigt war.

„Ach, liebes Fräulein,“ rief die Gräfin schmeichelnd, „ich muß Sie herzlich bitten, Nina für einige Tage zu bemuttern, ein eben erhaltenes Telegramm zwingt mich nach Auffsien abzureisen. Hauptmann Schröder brachte es eben mit, er will mich begleiten. Es betrifft noch immer meinen Familienprozeß. Ich will gleich die Föhre benutzen und erst drüben einen Wagen nehmen. Hier ist der Schlüssel zu meinem Schreibtisch.“

„Soll die Köchin das Essen früher schicken?“

„Nein, liebe Alara, ich danke. Und hier ist ein Brief, den ein Herr abholen wird. Meine Sachen können Sie nächstens an diese Adresse hier senden.“

„Wie lange werden Frau Gräfin bleiben?“

„Höchstens einige Tage. Vielleicht lasse ich Sie mit Nina nach München nachkommen, wenn die Geschäfte geordnet sind.“

„Darf ich die Kleine zum Abschiednehmen holen?“

„Nein, nein, nur keine Szenen. Apropos, hier ist das Pensionsgeld und außerdem noch hundert Mark, das wird reichen. Nicht wahr, Sie sprechen nicht über meine Abreise?“

„Das wird sehr bald bekannt werden.“

„Ja, ja, ich meine auch nur, weil die Leute immer gleich Wäses zu reden wissen. Hier die Handtasche nehme ich selbst, das Uebrige —“

„Sende ich nach“, ergänzte die Bonne ruhig, „verlassen Frau Gräfin sich ganz auf mich.“

„Ich danke Ihnen, liebe Klara. Bitte, lassen Sie sich mein braunseidenes Kleid ändern, ich trage es doch nicht mehr.“

Bald darauf schlüpfte die schöne Gräfin im schlichten Reisekleid, eine ziemlich umfangreiche Reisetasche in der Hand, zum Hinterpförtchen des Försterhauses hinaus. Ein dichter schwarzer Schleier verbarg trotz der Mittsommerglut ihr Gesicht. Als sie das Pförtchen hinter sich und die Landstraße erreicht hatte, stand sie aufatmend einen Augenblick still.

„Das war Flucht im letzten Augenblick“, flüsterte sie halb laut, „wer weiß, ob nicht Oskar schon heute das Netz um mich zugezogen hätte, und dann war alles aus. Nun denn, lebewohl Erlau, lebewohl Georg Schröder! Der Aermste liebt mich wirklich, und ich hätte es nicht ertragen, vor ihm enlarbt zu werden.“

Aber Ciner beobachtete doch die Flucht der Gräfin. Aus dem dichten Gebüsch lugte Vincenz Hartmann ihr nach und brummte:

„Wo will denn die hin? Reist wohl heimlich mit allen Brillanten ab? Na, um so besser! Dann wird mein armer Herr Hauptmann wieder frei — er war auch wirklich zu schade für sie.“

Ueber der Erde lag Sonnenwendnacht. Zauberischer Mondschein breitete sich über Berg und Thal, von den Bergeshöhen flammten die Johannisfeuer weit landeinwärts, und der Jubel der sie umtanzenden Burschen und Mädchen hallte wieder von den schroffen Felswänden.

Am Fenster seines Studierrgemaches stand der Pfarrer und schaute hinaus in die köstliche Nacht. Aber es waren ernste Gedanken, die den Greis beschäftigten, das Schicksal seiner beiden Pfarrkinder Vincenz und Walpurga kam ihm immer wieder ins Gedächtnis.

Als er am vorigen Abend das Mädchen getroffen und sie gütig nach dem Grunde ihres Trübnißs gefragt, da hatte sie ihm ganz offen ihr Herz ausgeschüttet und erklärt, sie könne den Vincenz nicht heiraten — weil sie einen Anderen liebe.

Und plötzlich stand der Hartmann, an dem er soeben gedacht, bleich und traurig vor ihm.

„Was bringst du, mein Sohn?“ frug er teilnehmend, „du siehst verführt aus.“

„Ich komm' zu fragen, Ehrwürden, was die Walpurga Ihnen gesagt, denn Sie haben sie gesprochen.“

Nur einen Moment zögerte der Geistliche, dann legte er voll mildem Ernst die Hand auf Hartmanns Schulter.

„Vincenz, kannst du stark sein und das Schlimmste hören? Ich habe soeben für dich gebetet.“

Der arme Hartmann preßte die Hand vor die Augen, während ein dumpfes Stöhnen aus seiner breiten Brust drang. Er wühlte schon so gut wie alles, — und mit dem „Glück“ war es vorbei.

„Ich danke, Herr Pfarrer“, sagte er endlich schlicht und ergreifend, „ich will es wohl tragen, wenn unser Herrgott und die Heiligen droben mir Schwere zu tragen auferlegen. Gott behüt' die Walpurga, auch wenn sie mir nicht angehören soll. Ich will nun hinauf zur Muttergotteskapelle und ein Herz opfern; kann sie mich nicht mehr glücklich machen, so spende sie wenigstens Trost ins Herz. Aber ehe ich geh', Herr Pfarrer,“ hier zog er einen amtlich gesiegelten Brief aus der Tasche, „hier ist mein Testament, und wenn ich auch noch nicht gleich sterben werd', so ist es doch besser, wenn alles Jedische wohl bestellt ist. Bei Euch liegt es sicherer als bei mir.“

„In Gottes Namen, Vincenz, gib es her. Möge es noch lange uneröffnet bleiben!“

Dann ging der Aermste. Schwer und schleppend klangen seine Schritte über den Kiesplatz, sein Haupt war gesenkt. Kopfschüttelnd sah ihm der Pfarrer nach.

Der Weg zur Alpentapelle war weit und beschwerlich. Vincenz konnte nicht fehl gehen, denn er kannte Weg und Steg ringsum seit früher Jugend. Und doch hatte er die Kapelle noch nie zu einem solchen Zwecke aufgesucht wie heute.

(Fortsetzung folgt.)

Dies und Das.

□ **Siebzig Jahre Dienstmädchen.** Jetzt, wo die Diensthofenfrage noch immer die Verzweiflung jeder Hausfrau bildet, klingt die Nachricht von einem Diensthofen, der siebzig Jahre ununterbrochen im Dienste ein und derselben Familie stand, fast wie eine Kunde aus dem Märchenland. Und doch ist dieser seltsame Befund am vergangenen Samstag zur Tatsache geworden. An diesem Tage konnte Miß Marianne Stammers in London das seltene Jubiläum ihres siebzigjährigen Dienstes in der Familie des verstorbenen Londoner Bankiers Henry Hoare feiern. Die Hoars sind eine alte Londoner Familie, sie haben ihren alten Namen, ihre alten Stammhäuser und ihre alten Familiendiener durch mehr als zwei Menschenalter hindurch bewahrt. In einer der ältesten Straßen Londons, der Fleetstreet, steht ihr Stammhaus. Marianne Stammers trat am 6. September 1838, 16 Jahre alt, als Kindermädchen in die Dienste dieser Familie — zu einer Zeit, da die Königin Viktoria als junges Mädchen eben den englischen Thron bestiegen hatte. In diesen siebzig Jahren sah der alte treue Hausgeist Generationen kommen und gehen. Ihr erster Brotherr hatte 1836 Lady Mary Marisham, die Tochter des zweiten Grafen von Romney, geheiratet. Beider Sohn, ihr zweiter Brotherr, Henry Hoare jun., der vor zehn Jahren gestorben ist, war einen Monat alt, als Miß Stammers anfing, ihn zu pflegen. Während ihres Dienstes bei der Familie Hoare wurden elf Kinder geboren, und allen war sie eine treue Wärterin. Die Kinder wuchsen auf, die Eltern wurden alt, Mr. Hoare sen. starb Anfang der sechziger Jahre, aber Marianne blieb. Sie pflegte die Witwe, Lady Mary, in Staplehurst Park bis zu deren Tod im Jahre 1871. In dem alten Hause des idyllischen Londoner Vorortes blieb nur eine unverheiratete Tochter, Miß Sophia, zurück, und in deren Diensten blieb Marianne Stammers, die schon die fünfzig erreichte hatte, als Haushälterin. Das Jubiläum der jetzt 86 Jahre alten Dienerin feierten die weitverbreitete Familie und die Nachkommen der Hoars einträglich beisammen. „Sie ist die beste, treueste Seele auf der ganzen Welt“, sagte eines der alten Haushälterinnen in Liebe zugetanen Urenkelkinder des alten Mr. Hoare, und nichts kann das gute Einvernehmen zwischen der alten Haushälterin und der Familie Hoare besser illustrieren.

□ **Knockfeller als Erzieher.** Ueber das mit Spannung erwartete Buch von Knockfeller, in dem der berühmte Milliardär seinen Lebensgang schildern wird, werden jetzt interessante Einzelheiten bekannt. Knockfeller will dem Leser erzählen, wie er zum reichsten Mann der Welt wurde, und der Grundzug seines Buches wird in seinen Tendenzen von den Selbstbeschreibungen anderer großer Finanzmänner sehr abweichen. Diese warnen die Jugend meistens vor dem Schuldenmachen und predigen die Arbeit mit dem kleinen eigenen Kapital. Knockfeller steht auf dem entgegengesetzten Standpunkt. Er behauptet, daß die Erfolgchancen jedermanns vor allem davon abhängen, daß er Geld habe, um damit zu wirken. Man muß sich das Vertrauen jener erwerben, die viel Geld haben und borgen. Borgen soviel als man geborgt bekommt, das ist der Weg, denn nur mit Geld kann man Geld machen. Der wertvollste Besitz, den ein Mann haben kann, so sagt Knockfeller, das ist die Ehrlichkeit, und wenn er ehrlich ist, so wird man ihm vertrauen und ihm auch Geld leihen. Unter anderen Themen behandelt Knockfeller in seinem Buche auch: „Die Chancen von heute im Vergleich zu denen der vorhergehenden Generation“, „Die Grundzüge der Geschäftsführung“ und „Die Verantwortlichkeiten des Geschäftsmannes“. Wie berichtet wird, enthüllt Knockfeller in seiner Lebensgeschichte eine Gemütsart, die nur wenige Leute hinter seinem harten Aeußeren vermuten möchten. Es ist der Geist eines lebenswürdigen Philosophen, der hier spricht, eines Mannes, der die Natur liebt und sie mit einer Innigkeit beschreiben kann, um die mancher ihn beneiden mag. Seine innersten Gedanken und sein täglicher Lebenslauf werden enthüllt.

□ **„Der nicht mehr ungewöhnliche Weg.“** Als erstes dokumentarisch belegtes Heiratsgesuch dürfte ein Inserat im Londoner „Observer“ vom 22. Mai 1797 anzusehen sein. Dieses bald vielfach nachgeahmte und in der Form typisch gewordene Gesuch lautet, ins Deutsche übertragen, wie folgt: „An die, welche darauf achten wollen. Wegen Verpflegung einer Verwandten hat sich eine junge Dame mehrere Jahre hindurch fast ununterbrochen von der Welt, zu deren Genuß sie wenigstens Reizung hatte, entfernt halten müssen. Nun auf einmal unter die Menschen geworfen, findet sie, daß der Besitz eines reichlichen Vermögens ihr die Abwesenheit der einzigen Person, mit der sie umzugehen gewohnt war, nicht ersetzen kann. Ausgeschlossen von Vorteilen, deren sich andere erfreuen, ist sie genötigt, ein Mittel zu ergreifen, das, wie ungewöhnlich es auch ist, allein ihr zu versprechen scheint, was sie sucht: einen Freund. Sollte ein geborener Gentleman von Erziehung, der nicht alt, gutgefinnt, gefällig, gefittet und aus einer respektablen Familie ist, oder sollte eine Dame, die einen Bruder oder Sohn dieser Art hat, von der Unterzeichneten mehr zu erfahren wünschen, so wird man ein paar Zeilen, denen die Adresse des Antwortenden in gegenwärtiger Zeitung (weil Deliktatessen anfänglich kein anderes Mittel erlaubt) beigelegt ist, wenn anders der Inhalt gefällt, in Erwägung ziehen. Elise.“ Dieses Inserat hatte einen die Erwartung weit übersteigenden Erfolg. Wochenlang drängten sich die Antworten im „Observer“, und so groß war im Publikum die Spannung, mit der man der Entwicklung der Angelegenheit entgegen sah, daß die Zeitung, alsbald ihre Auflage vergrößern mußte.

Die goldene Hochzeit.

Aus dem Hause Björnson.

Björnstjerne Björnson, der greise nordische Dichter feierte Ende voriger Woche seine goldene Hochzeit. Diesen Anlaß benutzte ein Mitarbeiter des „Tag“, aus einer Unterredung mit dem Sohne des großen Dichters, Björn Björnson, einiges Interessante aus dem Eheleben Björnsons zu erzählen.

Der junge Björnson sagte: „Von meinen Eltern soll ich Ihnen erzählen? Aus Anlaß ihrer goldenen Hochzeit? Ja — am 11. September sind sie fünfzig Jahre verheiratet, der alte Herr und unsere liebe gute Mutter!“ Björnson blickt träumerisch vor sich hin. „Vater wird 76 Jahre und Mutter 72. Es ist ein schönes Alter, 76 Jahre, das man gewöhnlich mit übergroßer Rüstigkeit nicht in Verbindung bringt. Aber — Sie dürfen mir glauben, mein Vater ist so rüstig wie ich; rüstiger sogar in mancher Beziehung. Wir waren eines Tages zusammen in Paris. Mittags reiste er ab, über Köln nach Hamburg. Während der Fahrt studierte er die Akten des Dreyfus-Prozesses; in Hamburg begab er sich sofort in Gesellschaft. Dann ging weiter nach Norwegen. Kaum angekommen, mußte er eine Rede gegen die neue Sprachbewegung halten, dann eine andere Rede zu irgendeinem siebenzigjährigen Jubiläum, worauf er die siebenstündige Heimreise antrat. Dort angekommen, schickte er mir noch einen langen Brief, und erst dann ging er zur Ruhe. Das nenne ich Rüstigkeit! Aber dafür kann er auch schlafen, wann und wo er will. Er braucht nur zu wollen. Und unsere Mutter? Sie ist die beste, schönste, klügste, wichtigste Frau auf Gottes Erdboden! Was sie uns, was sie ihrem Vater war, das läßt sich gar nicht beschreiben. Es ist nicht leicht gewesen, fünf Kinder zu erziehen, dem Hause vorzustehen und gleichzeitig Björnstjerne Björnsons Frau zu sein! Wir waren gerade keine sehr ruhige Familie. Der Vater war gut zu uns Kindern, gewiß. Mit Geld war der alte Herr immer bei der Hand. Aber die Mutter! Ihr großes Herz, ihre große Seele — und wie wir die alle kannten und liebten, vom Vater bis zum jüngsten Kind. Dem alten Herrn hat sie bei seinen Arbeiten stets sehr zur Seite gestanden; so hat sie z. B. jedes Wort, das er geschrieben, für ihn kopiert. Das Drama „Auf Gottes Wegen“ hat sie sechsmal abgeschrieben. Gesprochen wurde aber nie von den Arbeiten. Vater tut es nicht gern. So hat er zurzeit ein Stück in Arbeit, aber was es behandelt, ahne ich nicht. Nur sagte er leghin in Rom zu mir: „Heute muß ich guter Laune sein!“ Also eine Arbeit, die ihm sehr am Herzen liegt. Dieses „Nichtbarübersprechen“ geht so weit, daß dem schon eingereichten Stück häufig erst viel später in aller Heimlichkeit der Titel nachgesandt wurde.

Doch ich wollte Ihnen noch etwas von meiner Mutter erzählen. Ich glaube, am meisten charakteristisch für sie war ihr Verhalten nach dem Kriege 1870–71, als uns die Fenster eingeschlagen wurden, weil der Vater für eine „neue Richtung“ für Freundschaft mit Deutschland eintrat. In der Folge ging es uns auch pekuniär sehr schlecht, bei unserer großen Familie keine Kleinigkeit. Hausenweise wurden dem alten Herrn die Bücher zurückgeschickt: ihn auf der Straße zu begrüßen, war ein Wagnis. Aber nicht eine Minute schwankte unsere Mutter; in jeder Beziehung, in Wort und Tat, unterstützte sie den Vater! Das waren Zeiten, deren Eindruck geblieben ist! Noch heute entsinnt sich mein Vater eines Mannes, der damals einmal in einem Laden den Hut vor ihm zog. Er konnte ihn nicht, kennt ihn heute noch nicht, aber seine Gesichtszüge sind ihm unausslöschlich im Gedächtnis geblieben. Aber einem Manne, dessen Motto damals wie heute ist: „Die Popularität, die ich bekomme, habe ich wieder ausgegeben!“ kann derartiges nichts anhaben. Und so steht er jetzt wieder im Kampfe gegen die rückwärtliche Sprachbewegung der Bauern, die ihr uraltes Norwegisch wieder ausgraben wollen, weil ihnen das jetzige zu

„schwedisch“ ist. Natürlich eine Verleumdung! Ein romantischer Chauvinismus! Und wo es eine Verleumdung in unserem Lande gibt, da muß „der Alte“ gegen sie kämpfen! Daß er bei solchen Kämpfen gewöhnlich mit einem Schlagwort den Nagel auf den Kopf trifft, ist bekannt. So wissen Sie vielleicht, daß ich seinerzeit das Theater in Christiania fast aus dem Boden gestampft habe. Dieses Theater nun befindet sich der Universität gegenüber; rechts davon steht das königliche Schloß und links das Parlament. Jetzt sollten sich Schloß, Universität und Parlament darüber aussprechen, ob ein Theater würdig ist, hier das „vierte im Bunde“ zu sein. Da fuhr mein Vater dazwischen: „Laßt es nur hauen!“ sagte er, „wenigstens kann dann aller Unsinn, der in den dreien passiert, im vierten wieder gerügt werden! Und was den Ernst anbelangt, so ist die Aufgabe des vierten mindestens so ernst wie die der anderen!“

Muß ich den Idealismus meiner Eltern noch hervorheben? Doch da fällt mir gerade ein Beispiel ein. Auf unserem Gute hat der Vater mit vieler Mühe und Not elektrisches Licht eingerichtet. Es war nicht leicht; die Triebkraft mußte anderthalb Stunden weit von einem hochgelegenen abgestauten Wasser hergeholt werden. Dafür hatte aber auch das Gut elektrisches Licht. Der Jubel im Hause war groß. Bald darauf, an einem Herbstabend, als wir gemütlich bei Tisch waren, versagte plötzlich das Licht. Der Damm war gerissen. Wir saßen im Dunkeln, gänzlich unvorbereitet, ohne Kerze, ohne Petroleum. Der Vater war tief betrübt; all die Arbeit, die Kosten zunichte. Da kommt der Briefträger. Ein Telegramm. Von Picquart: „Dreyfus ist freigesprochen!“ Wir konnten die Zeilen gerade noch im dunklen Zwiellicht entziffern, und — vergessen war jeder Kummer. Es war heller denn je — und vielleicht nie haben wir einen solch glücklichen Abend verlebt wie diesen dunklen auf unserem Gute.

Daß täglich strotzende Briefe mit allen möglichen und unmöglichen Dingen ankommen, versteht sich vielleicht auch von selbst — und nicht nur Briefe — auch Menschen. Eins Tags sitzen wir bei Tisch. Es war in Rom. Es klingelt, ich öffne — draußen steht ein hagerer, langer Jüngling mit wallendem Lockenhaar, ein wenig schäbig gelleidet. Er möchte den Vater sprechen. Ich erkläre ihm, daß Björnson nicht zu sprechen sei, doch er läßt sich nicht abweisen. Er ist direkt aus Neapel gekommen, um eine Frage an den „nordischen Meister“ zu richten. Na, unter den Umständen — also hinein! Vater empfängt ihn. Jetzt sitzen sie sich gegenüber, ich im Hintergrund. Erwartungsvolle Stille. Da räuspert sich der Fremde, beugt sich vor, faltet die Hände und blickt dem alten Herrn ins Angesicht. „Wie denken Sie über das Leben?“ kommt es endlich über seine Lippen. — Uebrigens haben wir,“ schloß Björn Björnson, „allen Grund, diesen Hochzeitstag besonders zu feiern. Denn mein Vater stand hinter Dreyfus als diesen bei der Verkürzung Polas im Pantheon die Kugel streifte. Um ein Haar hätte sie den alten Herrn getroffen.“

Richter Lynch.

Von den Schrecken der amerikanischen Lynchjustiz entrollt, anknüpfend an die jüngsten grausamen Rassenkämpfe von Springfield, Luigi Barzini im „Corriere della sera“ ein erschütterndes Bild. Die blutigen Gewaltthaten gegen die Neger sind in diesem Jahre zahlreicher als je. Seit Januar sind nicht weniger als 96 schwarze Bürger der Vereinigten Staaten der blinden Grausamkeit des Volkes zum Opfer gefallen.

Nur ein leiser Verdacht, eine hastig gemurmelte Anklage gegen einen Schwarzen, und das Volk eilt, sich zu bewaffnen, verlangt die Auslieferung; und ein graufiges Schauspiel des Sterbens ist das Ende. Die Neger sind wehrlos. Sie stehen außerhalb des Rechts und außerhalb des Gesetzes. Wenn es um einen Neger geht, so will das Volk nicht allein, Richter, sein, sondern auch Denker.

„Ohne Zwischenfall“ vollzieht sich dann die Vornachjustiz. „The order was perfect!“ kommentieren die Zeitungen, die die Nachricht als ein alltägliches Ereignis registrieren. Rasch und schnell findet der Rassenhaß seine Opfer. Meist deckt die Nacht die Tat. Am Morgen finden die Frühaufsteher dann an einem Baume hängend den Leichnam, die Grand Jury tritt zusammen, und unaussprechlich kommt das Gerichtserkenntnis: die Schuldigen sind nicht zu ermitteln. Niemand hat sie gesehen, niemand hat sie erkannt. Bisweilen verlangt die Volkshysterie eine Variation der Hinrichtung. Dann ersetzt der Scheiterhaufen den Strang.

Vor einigen Tagen erst wurde in Greenville in Texas ein Neger, ein gewisser Ted Smith, lebendig verbrannt. Mehr als 200 Frauen wohnten der Marter bei. Der Holzstoß war so hoch, daß der um acht Uhr morgens angezündete Scheiterhaufen noch vier Stunden später in hohen Flammen aufloderte. „Aber der Nigger heulte nur sechs Minuten lang!“ so berichtet lakonisch die Chronik.

Vor zwei Tagen wurde eine ganze Negerfamilie in ihrem eigenen Hause lebendig verbrannt. Dem Unbeteiligten mögen die so grausam geahndeten Vergehen recht unbedeutend erscheinen. Am letzten Sonntag wurde ein junger Neger gehängt, weil er einem weißen Mädchen zugeflüstert hatte: „Ich möchte Ihr Bräutigam sein.“ Die Exekution fand gerade zur Kirchensunde statt; alles eilte aus der Kirche, Frauen, Männer, Kinder und spazierten zur Richtstätte, um die letzten Zudungen des urteilslos Hingemordeten nicht zu veräumen. In Tennessee wurde ein alter Neger aufgehängt, weil jemand gerufen hatte: „Der ist sicher ein Dieb!“ Es war ein im Dienst ergrauter treuer Diener eines Farmers. Und oft sind die Anlässe noch geringfügiger: Ein Neger läuft die Straße hinunter. Das ist verdächtig, man hält ihn an, man fragt, die Menge strömt zusammen, Gemurmel, Rufe, irgendwo schreit einer „Get the rope“ und das Schicksal des Unglücklichen ist entschieden.

Aber das Schlimmste ist, wenn das ausersehene Opfer entkommt. Dann fühlt sich die Menge betrogen, hintergangen, sie wütet, und nun erseht eine blutige Menschenjagd die entgangene Sensation der Hinrichtung. Die Menge zeigt da bisweilen die wilde Grausamkeit des Raubtieres, das Blut gerochen hat. Alle animalischen Instinkte scheinen in der Erwartung eines Todesanblicks sich zu entfesseln. Man holt die Bluthunde, man hegt sie auf die Spur, und nun beginnt die wilde Jagd. Wehe dem, der dem Treiben entgegenzutreten will! Die betrogene Masse rächt sich. Wehe dem Neger, der dem Trupp begegnet! Aus der Jagd auf einen wird die Jagd auf viele, und oft bezeichnen dann brennende Häuser und entstellte Leichname den Weg, den die Jäger genommen! Ein allgemeines Massaker ist das Ende. Damit begann auch der blutige Rassenkampf von Springfield...

Zwischen den Bestien.

Unter dem Titel „Erlebnisse eines Dressieurs“ veröffentlicht ein ehemaliger Tierhändler seinen Memoiren. Er erzählt: „In Triest erworb ich vom Tierhändler Zw. sechs syrische Bären und von einem Kapitän zwei Braunbären. Sie waren etwa 2½ Monate alt, einige waren noch so schwach, daß sie am liebsten aus der Flasche ihre Mahlzeit nahmen, die aus Milch mit Safereschleim bestand. Es war ein drolliger Anblick. Jeder der jungen Bären war mit einer Flasche Milch bewaffnet; einer trank stehend, indem er die geliebte Flasche mit den Vorderpranken hielt, ein anderer lag auf dem Rücken, Hero, der schwärzeste von allen, war gewöhnlich am ersten fertig, und stürzte in großer Hast von einer geleerten Flasche zur andern, um zu prüfen, ob nicht doch ein Tröpfchen darin zu finden sei. So konnte ich, da die Tiere prächtig gediehen, allmählich mit der Dressur beginnen, und gar bald machten die kleinen Bären ihre Rutschbahn besser als die großen; bald lernten sie auch durch fleißiges Neben das Aufrechtgehen. Als ich später von Hagenbeck als Dressieur verpflichtet wurde, blieben mir die mir wie Kinder aus Herz gewachsenen Bärenbabys auch ferner unterstellt. Ich erhielt noch vier Kragenbären dazu. Einige Wochen später — die Kerle waren nun etwa zwölf Monate alt — arbeiteten die jungen Bären schon einen 15 Minuten langen Akt; darunter wiegten sie sich abwechselnd in einer Schaukel usw. Leider gab ich diese Gruppe auf und folgte einem Ruf als Dressieur nach Amerika.

In meiner neuen Stellung hatte ich u. a. auch längere Zeit einen Malaiabären. Als er von einer Hamburger Firma — zwölf Monate alt — gekauft wurde, mit dem Bemerkung, er sei kinderzähm, erbrach ich den Transportkasten in meinem Wohnzimmer, setzte mich zum Schreiben zurecht und wollte dem Ankömmling

Zeit lassen, sich zu beruhigen nach der Fahrt. Der liebe Kerl schlich dann auch, ohne daß ich etwas Böses ahnte, aus seinem Marterkasten unter meinen Schreibtisch. Plötzlich fuhr er mit einem hundebartigen Gebell auf meinen Fuß los und biß, so gut er eben konnte, hinein. Lange nachher konnte ich noch keine Ruhe finden, denn seine von Menschen waren etwas Entsetzliches für das „Kinderzähme“ Tierchen. Sehr häufig ertönte selbst aus des Wärters Munde der Ruf: „I, so ein Satan!“ Von dieser Stunde an erhielt der Bär den Namen „Satan“. Das einzige, was ich dem nun eingesperrten Bären mit der Zeit beibringen konnte, war das Trinken aus einer Flasche, wobei er sich in einen Sessel setzte und die Flasche mit den Vorderpfoten hielt. Das war aber auch alles. Er war fürchterlich in seinem Born, wurde er bei diesem, seinem einzigen Kunststück gestört...

Gerade das Gegenteil von diesem Malaiabären im Benehmen habe ich bei allen Vippenbären erfahren. Besonders ein weibliches Tier, „das süße Mädel“ genannt, war anhänglicher als ein Hund. Des Morgens, wenn ich zum Frühstück erschien, kam sie neben mir auf einen Stuhl zu sitzen, und schluckte so lange, bis ich ihr ebenfalls eine Untertasse mit Kaffee reichte, den sie augenscheinlich sehr liebte. Tief unglücklich war sie, wenn sie für die Eisenbahnfahrt in einen Kasten gesperrt wurde; es half aber kein Sträuben und noch so anhaltendes Schluchzen — es mußte sein, denn die Eisenbahnverwaltungen gestatteten leider nicht, „das süße Mädel“ im Personenabteil fahren zu lassen. Mit der Zeit aber ging die Anhänglichkeit dieses lieben Tieres zu weit. Streichelte ich irgendeinen anderen Bären, so flog sie auf diesen los und biß mit ihren kräftigen Zähnen eifersüchtig auf den geliebtesten Bruder los. Das war schließlich bestimmend für mich, die Bärin zu verkaufen. Der Tiergarten in Lübeck nahm sie dann auch sofort, da sie prächtig im Fell war. Als ich später einmal nach Lübeck in den Tiergarten kam, war „das süße Mädel“ sehr mager und bißig geworden. Ich nahm sie aus dem Käfig und ging mit ihr spazieren, konnte sie aber nur unter Anwendung aller Kräfte verhindern, Fremde anzugreifen. Schließlich hatte ich große Mühe, sie wieder in ihren Käfig zu sperren, und noch lange hörte ich das jammervolle Schreien des „süßen Mädels“.

Die Skatethe.

Auflösung zu Nr. 210.

Kartenverteilung:

V b c dB, aK, D, 8; bA; cA; dA, K.

M a10, 9, 7; c10, K, D, 9, 8, 7; dD.

H aB; aA; bK, D, 9, 8, 7; d9, 8, 7.

Stat: b10, d10.

Spiel:

1. V bB, a9, aB (4—) 2. H bD, bA, a10 (—24).

3 M c10, aA, cA (—32). Damit haben die Gegner 69.

M mußte c10 vorsehen, denn wenn H das blanke Aß gehabt hätte, würde er es angezogen haben.

Richtige Lösungen schickten ein:

Fritz Maurer-Wiesbaden. — H. Ramsrott-Wiesbaden. — Th. Rörsgen-Wiesbaden. — Lorenz Schmidt-Wiesbaden. — Stammtisch-Walden-Wiesbaden. — Rörstede-Wiesbaden. — Emil Gruber-Wiesbaden. — C. A. F. Rheinstraße-Wiesbaden. — C. Kröner-Dohheim.

Stat-Aufgabe.

a b c d die vier Farben. — V M H die drei Spieler.

M, der Mittelhandspieler, verliert ein Großspiel auf folgende Karte:

a b c dB, aA, K, 8; bK: cA, K.



Im Skat lagen zwei Sieben. V hatte sogleich gepakt; er hatte nur zwei lange Farben mit den Asen; H hatte alle vier Farben mit den drei Zehn. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes in Wiesbaden.

Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers

Konrad Schöls in Wiesbaden.